



„Lebe wild, prekär und gefährlich“

Nicht nur die Erwerbsarbeit, auch das Nachdenken über sie unterliegt gewissen Konjunkturen. Während Ende der neunziger Jahre die Gründungseuphorie der New Economy mit den Entgrenzungphantasien des globalisierten Managements zusammentraf, waren die nuller Jahre bislang das Jahrzehnt einer kritischen Bestandsaufnahme und vorsichtigen Neuverortung. Man redet nun wieder verstärkt über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, den sozialen Ausschluss von Arbeitslosen oder die Prekarisierung in vormals gesicherten, akademischen Milieus. Eine alte Utopie, die des bedingungslosen Grundeinkommens, erhält durch die Transformation der Arbeitsgesellschaft neuen Auftrieb. Daneben formiert sich eine soziale Bewegung aus Solo-Selbstständigen, Projektmachern und Do-it-yourself-Unternehmern, die auf institutionelle Garantien nicht mehr vertraut und stattdessen daran geht, alternative Verwirklichungsmodelle von Leben und Arbeit in die Tat umzusetzen.

Am 2. Mai 2007 lud die Heinrich-Böll-Stiftung zum Spielstand #3 in die Berliner Sophiensæle, um unter dem Titel „Es lebe die Bohème? Neue Arbeit und kreatives Leben“ über die ambivalente Situation in den Kulturberufen zu diskutieren. Gesprächsteilnehmer waren Holm Friebe, Adrienne Goehler, Melissa Logan und Christiane Schnell. Moderiert wurde die Diskussion von Jan Engelmann, Kulturreferent der Heinrich-Böll-Stiftung. Wir dokumentieren die Veranstaltung in gekürzter Form.

Jan Engelmann:

Der diesjährige 1. Mai zeichnete sich zum einen durch sattem bekannte Rituale und Rhetoriken aus. Die Polizei musste die Festnahme von Randalierern vermelden, die Medien konnten süffisant das Fernduell zwischen der Linkspartei und der SPD kommentieren. Allenfalls Franz Müntefering brach mit einer Tradition, indem er nämlich der Bundesanstalt für Arbeit die Show stahl. Die von ihm zur Chefsache gemachte Vermeldung, dass die Arbeitslosenquote im April auf den niedrigsten Stand seit viereinhalb Jahren gesunken sei, wurde allenthalben als frohe Botschaft gewertet. Ökonomen erklärten den Rückgang unter anderem mit dem Greifen der Hartz-Reformen und der moderaten Lohnpolitik in den letzten Jahren. Diese Einschätzung wiederum mochte sich ironischerweise die IG-Metall gerade nicht zueigen machen und forderte unverdrossen eine Lohnerhöhung um 6,5 Prozent in der laufenden Tarifrunde. Überhaupt schienen die Gewerkschaften die Gunst der guten

Konjunkturlage nutzen zu wollen. Ihre Forderung nach einem gesetzlichen Mindestlohn von 7,50 Euro pro Stunde, die den mehrdeutigen Slogan „Du hast mehr verdient“ auf seine materielle Basis reduzierte, gipfelte in dem Ausspruch von DGB-Chef Sommer, „anständige Arbeit verdiene auch anständigen Lohn“.

Spätestens hier konnte man als Kulturschaffender stutzig werden: Was um Himmelswillen ist „anständige Arbeit“? Die Ferkeleien, die der SPIEGEL im Deutschen Regietheater ausgemacht haben will oder auch der gepflegte Diskurs in den Sophiensælen sind damit bestimmt nicht gemeint. Freie künstlerische Arbeit, die in einer auf abhängige Lohnarbeit fixierten Gesellschaft zuweilen ihre Legitimationsprobleme hat, blieb am 1. Mai einmal mehr außen vor. Dabei haben die Sozialwissenschaften schon vor zehn Jahren die Vorreiterrolle der Kulturberufe beim Transformationsprozess der Arbeitsgesellschaft in den Blick genommen. Durch einige ihrer strukturellen Merkmale wie Selbstmanagement, Eigenmotivation, Phantasie, Leidenschaft, soziale Vernetzung, kommunikative Kompetenz, entsprechen sie in idealer Weise dem Anforderungsprofil flexibilisierter und immaterieller Arbeit, wie sie in vielen Branchen zunehmend üblich ist. Ist es deshalb schon legitim, einer aufziehenden Kulturgesellschaft das Wort zu reden und gleichsam therapeutisch den Politikern die Auseinandersetzung mit ästhetischen Praxen zu verschreiben? Ist es angebracht, eine digitale Bohème, die künstlerische Selbstbestimmung, ökonomisches Denken und technologisches Know-how aufs Schönste miteinander verbindet, zum Agenten zukünftiger Arbeit auszurufen? Kann man mit künstlerischen Fake-Projekten und subversivem Tun in einem zunehmend überdehnten Wohlfahrtsstaat auch weiterhin auf ein ausreichendes Auskommen hoffen? Oder bräuchte es eine neue Form der Grundsicherung, um die zunehmende Prekarisierung gerade auch bei den oftmals ungesicherten und unterbezahlten Beschäftigungsverhältnissen innerhalb der Kultursphäre zu begrenzen? Schließlich: Was könnte es bedeuten, „mehr zu verdienen“, wenn das Verhältnis von kreativem Aufwand und finanziellem Ertrag ausgesprochen ungesichert ist? Denn nach wie vor gilt ja das Wort Karl Valentins „Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“.

Jetzt möchte ich kurz die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf dem Podium vorstellen:

Holm Friebe, geboren 1972, ist Volkswirt und Journalist. Er hat als Trendforscher und Autor einer Literatursendung auf MTV gearbeitet, bevor er 2002 in Berlin mit Freunden die virtuelle Universalfirma Zentrale Intelligenz Agentur gründete. Dahinter verbirgt sich, so ein Kritiker, ein lustiger Zwitter zwischen Konzeptkunst, Wundertüte und Dienstleistungsagentur. Als Geschäftsführer ist er zuständig für Strategie und Formatentwicklung, hat unter anderem Powerpoint-Karaoke erfunden und das preisgekrönte Webblog www.riesenmaschine.de

konzipiert. Zuletzt erschien von ihm, zusammen mit Sascha Lobo, das vielbeachtete Sachbuch, „Wir nennen es Arbeit – die digitale Bohème oder intelligentes Leben jenseits der Festanstellung“. Darin wird sehr emphatisch für ein selbstbestimmtes und sozial vernetztes Tätigsein unter technologischen Bedingungen geworben.

Adrienne Goehler wurde in Lahr im Schwarzwald geboren und studierte zunächst Germanistik und Romanistik in Freiburg, später wechselte sie nach Hamburg, wo sie ihren Abschluss als Diplompsychologin machte. Danach ging sie als Abgeordnete der GAL-Frauenfraktion in die Hamburgische Bürgerschaft und war dort für die Ausschüsse Wissenschaft und Forschung, Kultur und Frauen zuständig, bis sie 1989 als Präsidentin der Hochschule für Bildende Künste nach Hamburg berufen wurde. Nach dem Zusammenbruch der Großen Koalition in Berlin wurde sie 2001 Senatorin für Wissenschaft, Forschung und Kultur im Rot-Grünen Übergangssenat. Nach ihrer Tätigkeit als Kuratorin des Hauptstadtkulturfonds arbeitet Adrienne Goehler heute als freie Publizistin und Kuratorin und bereitet gegenwärtig das künstlerische Interventionsprojekt Art Goes Heiligendamm vor, das im Vorfeld und während des G8-Gipfels in Rostock stattfindet. Ihre Haltung zur Transformation der Erwerbsarbeit hat sie ausführlich in dem Buch „Verflüssigungen. Wege und Umwege vom Sozialstaat zur Kulturgesellschaft“, dargelegt, das letztes Jahr erschien.

Melissa Logan wurde am 9. September 1970 in Spring Valley in New York als drittes von sechs Kindern einer deutschstämmigen Mutter und eines Texaners geboren. Nach einer Jugend, die sie teilweise in Wien, vor allem aber auf einer Farm an der amerikanischen Ostküste verbrachte, studiert sie Kunst an der Munson Williams Proctor School of Art. 1991 geht Melissa Logan nach London und arbeitet dort in einer Bar. Über eine ehemalige Austauschstudentin lernt sie die Münchner Akademie kennen und setzt dort nach einiger Zeit ihr Studium der Malerei fort. 1996 kommt es dann, wiederum in einer Bar, zur schicksalhaften Begegnung mit der Australierin Alex Murray-Leslie. Zusammen mit der gebürtigen Münchnerin Kiki Moore gründen sie Chicks on Speed, ein situationistisch beeinflusstes Kunstkollektiv im Gewand einer Electroclash-Girlband, das sich schnell einen internationalen Namen macht. Kategorisch interdisziplinär und allenfalls grob verortbar zwischen den Polen von Performance-Art, Dada-Humor, Medienkunst, Guerilla-Design, Do-it-yourself-Mode und Web-Unternehmertum, haben Chicks on Speed in ihrer Arbeit immer die Produktions- und Konsumtionsbedingungen in der zeitgenössischen Kultur mitreflektiert. Vielleicht wird man ihnen am ehesten gerecht, wenn man sie als Kommentatorinnen des kreativen Milieus beschreibt, denen die Mühsal des Handwerks ebenso vertraut ist wie das strategische Denken des Marketings.

Christiane Schnell wurde am 1. Januar 1974 in Gütersloh geboren. Nach dem Studium der Soziologie, Geschichte und Kulturwissenschaften an der Uni Bremen arbeitete sie zunächst auf werkvertraglicher Basis in verschiedenen Institutionen, bevor sie 1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin am dortigen Zentrum für Sozialpolitik wurde. 2003 wurde sie Referentin für Chancengleichheit an der Hochschule für Kunst in Bremen und wechselte im letzten Jahr zum dortigen Institut für Arbeit und Wirtschaft. Zugleich legte sie ihre Dissertation zum Thema „Die Regulierung von Arbeit und sozialer Sicherung in Kulturberufen“ vor. In zahlreichen Veröffentlichungen und Vorträgen hat sie sich mit den spezifischen Rahmenbedingungen künstlerischer Existenz aus professionssoziologischer Sicht auseinandergesetzt.

Johannes Raether ist der heutige künstlerische Sidekick. Während wir hier reden, wird er eine Art visuelles Protokoll erstellen und damit gleichsam eine kommentarische Funktion einnehmen.

Jan Engelmann:

Ich würde mich dem Thema gern auf einer persönlichen Ebene annähern. Holm, ich habe irgendwo über Dich gelesen, Du wärst ein bloggender Post-Dotcom-Bricoleur. Wie lebt es sich so damit?

Holm Friebe:

Erst mal blogge ich nicht so viel wie andere. Ich tue es zwar im Rahmen der Riesenmaschine, aber damit sind 40 Autoren beschäftigt. Das Projekt ist aus der Zentralen Intelligenz Agentur hervorgegangen und begleitet die tägliche Arbeit. Es ist für mich eher ein ausgelagertes Archiv, von daher spielt das Bloggen, obwohl es eine gewisse Struktur gibt, nicht die zentrale Rolle. Was die New Economy angeht, so bin ich da einigermaßen verschont geblieben, denn ich bin nur in den Ausläufern überhaupt mit rein gezogen und dann auch recht schnell wieder ausgespuckt worden. Das war gleichzeitig meine einzige Erfahrung mit der Festanstellung – und die hat mir gereicht. Aber es war keine derart grundstürzende Erfahrung wie bei manch anderen, die größere Firmen an die Wand gesetzt haben, und wie etwa mein Co-Autor Sascha Lobo 30 Leute entlassen mussten. Von daher ist diese Beschreibung nur so mittelmäßig zutreffend. Eigentlich habe ich immer für Zeitungen geschrieben und begreife mich auch heute noch als Journalist mit diversen Spielbeinen.

Jan Engelmann:

Was ist Spielbein und was Standbein in dieser gemischten Kalkulation, die solch eine Arbeitsform mit sich bringt?

Holm Friebe:

Das Interessante ist, dass man oft nicht genau sagen kann, was Standbein und was Spielbein ist; dass es oft innerhalb von wenigen Monaten wechselt und sich neue Türen auftun, während andere zufallen. Das, was man noch letztes Jahr gemacht hat, vermisst man auf einmal nicht mehr, weil es sich nicht als gangbar erwiesen hat. Das reizt mich an dieser Arbeitsform und deshalb verteidige ich sie auch dann emphatisch, wenn nicht nur Sonnenschein und Zuckerschlecken ist, sondern es Durststrecken und Phasen gibt, in denen man sich neu erfinden muss. Die Vorstellung zu wissen: „Wenn alles gut läuft, hab ich in drei Jahren den Posten von dem Arschloch, das einem täglich auf den Geist geht“, fände ich frustrierend. Es ist Abwägungssache: Wenn man dafür gemacht ist, soll man das so machen, wenn nicht, dann eben nicht. Im Wort „abhängige Lohnarbeit“, steckt doch schon alles, was man dagegen haben kann. Das betrifft nicht nur die Politik, sondern auch das ganze Ausbildungssystem: Angefangen von der Schule bis hin zu den Universitäten, die einen für einen Arbeitsmarkt zurichten, dessen Vorgaben von großen Organisationen und Konzernen gemacht werden. Deshalb war es - auch wenn wir manchmal etwas emphatisch über das Ziel hinauschießen - unser Anliegen, die andere Seite überhaupt erst mal sichtbar zu machen. Wenn man das Gefühl hat, man leide unter den gebotenen Aussichten und Perspektiven, dann sind die Zeiten gar nicht so schlecht, um es mal auf die andere Art und Weise zu probieren.

Jan Engelmann:

Ich finde diese Verve interessant, mit der ihr das Angestelltendasein in den Mülleimer der Geschichte kloppt. Aber man muss doch bestimmte Voraussetzungen erfüllen, um sich so ein Projektemachertum zuzutrauen. Ihr schreibt, dass der Projektmacher als Typus seit dem 17. Jahrhundert schlecht beleumundet war - dazu gibt es auch einen einschlägigen Essay von Daniel Defoe. Hast Du den Eindruck, dass diese Lebensweise mittlerweile schon viel eingeübter ist und man sich jetzt viel einfacher dazu bekennen kann?

Holm Friebe:

Es wird besser, aber es ist immer noch nicht gut. Und es muss noch sehr viel besser werden, damit es gut wird. Als wir das Buch konzipiert haben, gab es großen Katzenjammer mit über fünf Millionen Arbeitslosen. Eigentlich war es schon fast frivol zu sagen, dass unter dem großen Schlagwort „Generation Praktikum“ alle gegen eine Festung anrannten. Es war

ein bisschen wie bei der Reise nach Jerusalem. Alle rannten die ganze Zeit von Praktikumsplatz zu Praktikumsplatz und niemand fand mehr einen Arbeitsplatz.

Jan Engelmann:

Hat sich das Deiner Wahrnehmung nach geändert?

Holm Friebe:

Lass mich den Satz zu Ende sprechen: Es war schon fast frivol zu behaupten, dass die Tatsache, dass nicht mehr alle rein kommen, nicht bedeutet, dass es hinter den Türen sehr viel attraktiver zugeht. Im Gegenteil, wir hatten den Eindruck, dass es da auch immer schlimmer wird. Und diejenigen, die noch drin sind, sind entweder mit Arbeit zugeschüttet oder in einer Form von politischem Opportunismus gefangen. Auf jeden Fall sind sie alles andere als Herr über ihre Zeiteinteilung. Darauf hinzuweisen war eigentlich unser ursprüngliches Anliegen. Jetzt, wo die Konjunktur anzieht und die Wirtschaft wieder einatmet, wird es spannend: Viele Branchen müssen sich jetzt vergewärtigen, dass es viele Leute gibt, die sie dringend brauchen könnten, die aber dem Arbeitsmarkt nicht mehr zu Verfügung stehen, weil sie mittlerweile irgendetwas anderes gefunden haben oder in eine andere Richtung streben. Die Zeiten, etwas zu probieren, werden einfach besser. Über das Warum müsste man länger diskutieren. Es gibt zwei Hauptfaktoren: Der eine ist die Kultur, der andere die Technologie. Kultur in dem Sinne, dass der gesamte Bereich der Kulturproduktion an der volkswirtschaftlichen Wertschöpfung größer wird. Immer mehr Produkte werden mit Kultur angereichert, es gibt immer mehr unterstützende und sekundäre Kulturberufe. Der zu verteilende Kuchen wird immer größer.

Technologie hingegen ist ein wichtiger Faktor, weil er in unsere Richtung arbeitet. Es findet eine Demokratisierung der Technologien statt: Sachen, für die man früher ein mittelständisches Unternehmen, eine Werkstatt oder ein Filmstudio brauchte, kann man heute am Laptop machen. Das heißt auch, dass es immer mehr Bereiche gibt, in denen direkte Kundenbeziehungen entstehen und einem niemand mehr die Erlaubnis erteilen muss, etwas anzufangen; in denen man nicht an irgendwelchen Türstehern oder Mittelsmännern des Vertriebs vorbei muss. Das Schlagwort zur Beschreibung dieser neuen Ökonomie heißt „Long tail“. Es kommt langsam auch nach Deutschland und könnte tatsächlich eine neue Form des Wirtschaftens bedeuten. Nischen spielen dort eine wichtige Rolle. Eine ganz lange Nachfragekurve führt dazu, dass Nischenproduzenten und Nischennachfrager zusammenfinden und neue Formen, Erwerbsmodelle und Geschäftsmodelle möglich werden.

Jan Engelmann:

Da sprach jetzt teilweise der Volkswirt aus Dir, und man kann dem die Parole entnehmen: Go with to flow! Ihr haltet die Zeichen der Zeit für günstig und Ihr nutzt die Aspekte der technologischen Evolution, um etwas Neues zu eröffnen. Nun kann man auch unfreiwillig freiberuflich werden. Adrienne, wie war das bei Dir? Es hat ja mal ein Angestelltendasein gegeben, es hat eine kurze, heftige Liaison mit der Politik gegeben, mit zahlreichen Kollateralschäden. Jetzt bist du in einer Situation, in man schon Schwierigkeiten hat, Dich adäquat anzukündigen. Ist sie nun Publizistin, ist sie Kuratorin, ist sie Spin-Doktorin?

Adrienne Goehler:

Ich bin einfach den umgekehrten Weg gegangen: Nach dem regulierten Dasein als Hochschulpräsidentin mit Rentenanspruch, dreizehntem Monatsgehalt und Sommerurlaub hat sich in Berlin alles verändert. Das Leben, über das ich im Buch „Verflüssigungen“ theoretisch berichte, lebe ich heute praktisch. Ich finde es zwar nicht nur Spaßig, aber interessant. Ich lebe wild, prekär und gefährlich. Natürlich kriege ich mit, dass ich auf gar keinen Fall krank werden kann bei drei Terminen, die sich zusammensetzen aus Lesung, Diskussion, Beratung, Aufsichtsrat. Die beiden einzigen Aufsichtsräte, in denen ich sitze, sind ehrenamtlich! Ich muss eigentlich immer supergesund leben, damit ich nicht meine freiwillige, überall eingesetzte, entgrenzte Arbeitskraft wie eine Perle vor mir hertrage. Das ist Teil der Realität. Aber es setzt ganz andere Möglichkeiten frei, da stimme ich Holm selbstverständlich zu. Ich glaube, das Selbstgewählte ist im Moment nicht so sehr entscheidend. Ich nähere mich aus einem anderen Blickwinkel und komme durchaus zu ähnlichen Schlüssen, auch wenn noch andere Wege für mich relevant sind. Die Verhältnisse gehen in die Richtung: Der verlässliche Alleinverdiener mit der Angestellten- und klaren Erwerbstätigkeit, berechenbarem Lohn, aber auch Nebenlohnkosten ist von der Regel zur Ausnahme geworden. Das Verhältnis, welches man über Projekte herstellt, trifft nicht nur auf Künstler und die sie umgebenden Kulturberufe, sondern auf unglaublich viele Menschen. Da hinten sitzt der Verfasser einer wichtigen Studie, aus der ich immer eine Zahl herausnehme, die mich absolut flippt: Nur noch dreizehn Prozent aller Lohnarbeitsplätze sind Nine-to-five-Jobs. Jene, für die die Bundesregierung mehrheitlich Politik macht, sind eigentlich nur noch eine radikale Minderheit! Das ist eine unglaubliche Veränderung gegenüber Politik und Realitäten. Auch eine Studie vom WZB zeigt, dass die Arbeitsplätze der Zukunft sich sehr stark an denen der Künstler und Publizisten orientieren werden - nicht nur auf Kulturberufe bezogen. Sie werden nicht mehr in erster Linie betriebsförmig sein, sondern sich in Art und Umfang von Projekt zu Projekt verändern. Mal sind sie intim, mal arbeitet man allein, mal fällt mehr Geld ab, mal weniger. Die Grenzen zwischen sozialer Arbeit und jener, die der unmittelbaren Reproduktion dient, verschwinden. Dieses Arbeitsideal wird ausgeweitet. Wir

alle wissen, dass es einerseits ganz gut in die neoliberalen Absichten passt. Gleichzeitig ist es aber tatsächlich so, dass sich die Verhältnisse so heterogenisiert und die Wünsche nach Leben und unterschiedliche Tätigkeiten sich so diversifiziert haben, dass sich Politik und Lebensformen immer stärker auseinander dividieren.

Jan Engelmann:

Unterliegt solch eine Diagnose nicht auch einer gewissen Konjunktur? Ich denke daran, dass ein Geschäftsfeld wie Holm es betreibt, vor zehn Jahren wahrscheinlich undenkbar gewesen wäre. Keiner konnte von Beginn an die Auswirkungen des Internets auf Vertriebsstrukturen, auf die Art und Weise wie Wissen und Informationen geteilt werden usw., wirklich vorhersehen. Und genauso denkbar wäre eine Art neoindustrielles Wunder.

Adrienne Goehler:

Da ich weder Ökonomie noch Soziologie studiert habe, verlasse ich mich auf die Aussagen von schlaueren Leuten. Ich habe keinen Grund anzunehmen, dass Leute wie Jeremy Rifkin, Richard Sennett oder Timothy Garton Ash dieser Welt völligen Käse erzählen, wenn sie sagen, dass die Vollerwerbstätigkeit nie wieder kommen wird. Wenn Rifkin über das Ende der Arbeit spricht und damit natürlich die Lohnarbeit meint, kann ich nicht viele Argumente sammeln, die darauf hindeuten, dass sie doch wieder irgendwo auferstehen wird. Richard Florida hat einen interessanten Begriff von Kreativität: Er ist überzeugt, dass alles, was wir uns ausdenken, gar nichts nützt, solange in der Politik, der Verwaltung und den Medien Hornochsen sitzen. Wir brauchen auch in diesen Bereichen Kreative, die an alternativen Problemlösungsmöglichkeiten arbeiten. Es gibt tatsächlich nur zwei Bereiche, in denen bisher Kreativität gefragt ist – in den ökologischen Fragen wird sich jetzt noch mal dramatisch etwas ändern.

Im Prozess der Globalisierung in Hochpreisländern werden weder neue Massenarbeitsplätze entstehen, noch wird es Vollbeschäftigung geben. Alle wissen das, nur die Politiker leugnen es. Ich erwähne in dieser Frage gerne den Lord Ralf Dahrendorf, der schon 1982 von einer historischen Zäsur sprach, nach welcher der Prozess der Massenarbeitslosigkeit unumkehrbar sei. Er lieferte damals einen einleuchtenden Grund für die Widerstände der Politik, diese Tatsache zuzulassen. Zitat: „Es liegt vor allem daran, dass Arbeit zumindest auch ein Herrschaftsinstrument ist. Wenn sie ausgeht, verlieren die Herren der Arbeitsgesellschaft das Fundament ihrer Macht.“ Das ist wohl der einzige Grund, warum wir gucken, ob die Konjunktur an den Mundwinkeln von Herrn Müntefering irgendwie zu erkennen ist. Ich glaube übrigens auch nicht daran, dass wir immer weniger Arbeitslose haben. Ich glaube an die immer besser werdenden Methoden, Leute entweder brutal aus

dem Erwerbsleben raus zu drängen, über Frühverrentung oder Ausgleichszahlungen. Ich glaube keineswegs daran, dass wir konjunkturelle Schwächen überwunden haben. Es wäre sehr schön, wenn sich Politik der Realität stellen würde.

Holm Friebe:

Eine kleine Fußnote zur Frage, ob die Schwerindustrie wieder überraschend ihr Haupt erhebt: Für China und Indien, die gerade an dieser historischen Schwelle stehen und riesige Massen von Menschen aus der Armut holen können, ist das ein probates Mittel. Aber weil es realwirtschaftlich und von der Produktionsweise her keinen Sinn macht, glaube ich nicht, dass sie noch mal wieder kommt. Immer mehr Dinge lassen sich sehr viel besser in kleineren Einheiten bewerkstelligen. Diese riesigen Fabrikstädte gleichen Fabrikanlagen der Industrieära die kein Mensch heute mehr braucht. Entsprechend braucht man auch keine Betriebe von der Größe. Die große Frage ist, was man damit macht. Es gibt durchaus einige, die die Ära der Massenproduktion generell für einen Irrweg hielten und sagen, die Zeichen deuten in die Richtung eines neuen digital aufgerüsteten Manufakturwesens. Dafür braucht man Betriebsgrößen, die wirklich nichts mehr mit dem zu tun haben, was wir aus der Zeit der Vollbeschäftigung und Industrialisierung kennen.

Jan Engelmann:

Melissa, als Du in den 80er Jahren angefangen hast, Kunst zu studieren, gab es noch andere ökonomische Rahmenbedingungen und vielleicht auch andere Erwartungen. Hattest Du bereits in der Ausbildung die Vision, von der Kunst mal zu leben oder gab es einen versteckten Plan B? Oder gab es auch etwas Neid über das Selbstwertgefühl von etablierten bürgerlichen Berufen?

Melissa Logan:

In Amerika gilt die Regel, dass zwei Prozent der Absolventinnen und Absolventen an Kunsthochschulen solch einen Erfolg haben, dass sie davon leben können. Keine Ahnung was die anderen 98 Prozent machen – Verwaltung, Putzen oder Taxi fahren? In Deutschland sah es zunächst viel besser aus, bis wir gemerkt haben, dass an der Kunstakademie überhaupt keine Frauen waren. Keine einzige Professorin! Wir haben dann eine andere Strategie entwickelt und sehr viele Ausstellungen und Gruppenausstellungen gemacht. Wir haben auch gesehen, dass die Förderung nicht so sehr an die weiblichen Künstlerinnen ging. Also sind wir strategisch in die Popmusik reingegangen. Dabei hatten wir die Idee, durch die Hintertür reinzukommen. Wir wussten über die Macht der Medien und dass Kunstvereine und Leiter die Presse brauchen. Das haben wir ausgenutzt. Aufgrund dieser Unsicherheit waren wir an sehr vielen verschiedenen Sachen interessiert. Platten zu machen

ist jetzt kein Geschäft mehr. Um zu veröffentlichen, zahlen wir bei unserer Plattenfirma drauf. Wir veröffentlichen auch Platten von anderen Leuten, denn wir finden wichtig, dass es neue Musik gibt. Viele von unseren Sachen sind Minusgeschäfte, was auch okay ist. Unser Geld verdienen wir durch Sponsoring: Wir arbeiten für Telecom in Malaysia, haben komischerweise einen Regierungsauftrag von einer Partei in Albanien und noch Verschiedenes mehr.

Adrienne Goehler:

Eine neue Nationalhymne? Oder was macht Ihr für die Albaner?

Melissa Logan:

Nein, es geht um eine neue sozialistische Partei, die gute PR braucht, um hip zu werden. Das ist genauso mit Heineken, Brand-Building.

Jan Engelmann:

Ein sehr gemischtes Portfolio.

Holm Friebe:

Das ist ein schönes Beispiel dafür, dass es auch im Kulturbetrieb immer mehr Beispiele dafür gibt, wie Leute an den sehr mächtigen und teilweise sehr bornierten Türstehern des Kulturbetriebs vorbei ihren Weg machen. Das allein gefällt mir daran sehr gut.

Jan Engelmann:

Melissa, Du sprachst eben von Pop als Hintertür, um ins System zu kommen. Das Interessante an Chicks on Speed war eigentlich immer, dass Ihr überhaupt nicht mehr diesen Künstlermythos verkauft, unbefleckt vom Markt zu arbeiten. Es hat euch schlicht nicht interessiert, vielmehr ging es relativ schnell darum, eine Subversion des Marktgeschehens zu betreiben, also Player zu sein, aber nach eigenen Regeln zu spielen. War das eine Strategie, die von Anfang an Konsens war?

Melissa Logan:

Oh nein, das war ein Experiment. Es ergab sich einfach. Wir kollaborieren mit irgendjemandem, arbeiten durch Zufall auf einmal mit Karl Lagerfeld, sind plötzlich in der Vogue, in Japan. Man sieht, dass es auch so funktioniert.

Jan Engelmann:

Es ist interessant, dass wir jetzt schon über Erfolg reden. Die Frage ist, woran sich dieser bemisst. In Holms Buch taucht die „Währung Respekt“ auf, die als immaterielle Anerkennungsressource fungiert. Was habt Ihr euch erhofft? Es gibt in diesem Zusammenhang ein Theorem von Jörg Heiser, wonach es für jeden Künstler zwei Optionen gibt: Eine kurzfristige Genugtuung oder Gratifikation über Geld und eine eher langfristige, institutionelle, für die man sich ein gewisses Renommée erarbeiten muss, um dann zum Beispiel zu einer Podiumsdiskussion der Heinrich-Böll-Stiftung eingeladen zu werden. Hattet Ihr diese Alternativen vor Augen?

Melissa Logan:

Ja. Wir machen Popsachen, weil wir nicht jobben möchten und alle davon leben müssen. So können wir leben und verfügen gleichzeitig über künstlerische Freiheit. Viele Leute versuchen es so, aber es ist meistens schwierig. Es ist so viel Arbeit, dass man schnell komplett eingespannt ist und weder Zeit noch Ideen hat für andere Sachen. Das ist auch uns passiert. Wir haben Pop anfänglich als Parodie und uns selber als eine Art Pop-Experiment inszeniert. Wir haben stärker mit Sexualität gearbeitet, etwa durch Fotos, auf denen wir sehr knapp angezogen waren. Wir fanden das solange lustig, bis wir plötzlich dieses Produkt waren. Es war schwierig, da wieder rauszukommen. Man spielt dieses Spiel und ist dann auf einmal richtig drin. Erst durch die Arbeit mit Bildender Kunst haben wir uns von dem Image befreit und sind wieder subversiv geworden.

Jan Engelmann:

Gibt es eine Sexyness des Bohème-Lifestyles? War solch ein grundsätzlich prekäres Leben für dich attraktiver als eine Festanstellung?

Melissa Logan:

Festanstellung kam nie in Frage.

Jan Engelmann:

Warum nicht?

Melissa Logan:

Das ist der Tod! Es gibt immer neue Sachen, Lebensmodelle, Arbeitsmodelle, Ideen durch Arbeiten und durch Experimentieren zu entwickeln. Wir sind nicht theoretisch, wir sind nie satt. Es treibt uns an, verschiedene Sachen auszuprobieren. Auch in der Kunstakademie haben wir als Gruppe Probleme damit gehabt, dass die Professoren uns Rezepte gegeben

haben und uns eintrichterten, Künstler müssten einsame Wölfe sein, wenn sie ihr Talent nutzen wollten. Man solle nicht in Gruppen arbeiten und wenn doch, dann nicht mit Leuten, die in bestimmten Bereichen wie Handwerk arbeiten. Dieses Elitesystem wird dann zugefüttert. Wir haben trotzdem viel Handwerk und viel mit Leuten außerhalb der Akademie und des Kunstbereichs gemacht. So kam es auch zur Musik.

Jan Engelmann:

Christiane, wir haben jetzt von drei Seiten biographische Pfade gehört. Du hast selbst mit Kunststudierenden in Bremen zusammen gearbeitet. Würdest Du sagen, dass es generationstypische oder zumindest zeittypische Erwerbsbiographien, Verläufe und auch damit verbundene Haltungen gibt?

Christiane Schnell:

Ja, absolut. Genau das habe ich zu verstehen versucht: Es geht um die Rahmenbedingungen der Arbeitsverhältnisse, auch im Kulturbereich. Hier haben sie sich noch schneller verändert als gesamtgesellschaftlich. Auch wenn wir schon vor 50 Jahren von Freiberuflichkeit gesprochen haben, haben sich natürlich sowohl die strukturellen Rahmenbedingungen im Medien- und Kultursektor selber, als auch die sozialpolitischen und gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen insgesamt massiv verändert. Ich habe darüber geforscht, inwiefern diese Rahmenbedingungen tatsächlich auf individuelle Vorstellungen und wahrgenommene Handlungsspielräume zurückwirken. Es gibt einen sehr starken Zusammenhang zwischen der Suche nach Sicherheit und der Freiheit des Freiberuflichkeits- und Selbstständigkeitsdaseins. Rahmenbedingungen, die bestimmte Spielräume ermöglichen, bedürfen auch fester Strukturen - selbst da, wo vielleicht euphorisch die Herauslösung aus eben jenen gefeiert wird. Wenn man genau hinguckt, haben sich unterschiedliche Ressourcen, etwa familiäre, herausgebildet um diese Freiheit auch wirklich aktiv in Anspruch nehmen zu können.

Jan Engelmann:

Was fällt unter die Rahmenbedingungen, die Freiheit in einem gewissen Maß ausleben zu können?

Christiane Schnell:

Im engeren Sinne des Kultursektors gibt es natürlich Strukturen wie die Künstlersozialversicherung; andere zeigen sich auf der Arbeitsebene, wenn sich etwa im publizistischen Bereich durch die kulturellen Eigeninteressen von Verlagen an bestimmten Themen Verbindlichkeiten entwickeln. Die Rahmenbedingungen haben sich im Zeitverlauf

verändert. Wenn nur noch Manager in den Verlagen die erste Entscheidung fällen, weil betriebswirtschaftliche Kriterien an vorderster Front stehen, verändern sich Reziprozitätsstrukturen innerhalb des gesamten Patchworks an Auftrags- und Arbeitsbedingungen. Dort, wo sich diese Strukturen auflösen oder Menschen dieses Feld neu betreten, gibt es völlig andere Rahmenbedingungen. Sie müssen ihre Vorstellung von Freiheit unter anderen Vorstellungen gestalten, als es für Generationen gilt, die sich lange in dieser noch relativ kuscheligen Nischenstruktur bewegt haben. Heute ist es ein Massenzentrum.

Jan Engelmann:

Ich bin mir relativ sicher, dass Melissa zu dem Zeitpunkt, als sie nach Deutschland kam, nichts von der Existenz der Künstlersozialkasse wusste.

Melissa Logan:

Nein. Es ist toll, dass es so etwas gibt.

Jan Engelmann:

In der Tat und sie wird es auch weiter geben - das war ja lange Zeit nicht ganz klar. Aber Melissa hat sich nach meiner Wahrnehmung auf eine andere Ressource verlassen, nämlich ein soziales Netzwerk. Dafür kann man viele Metaphern finden, etwa „Gang“ oder „Posse“ im HipHop-Kontext. Bei Holm ist das die Bohème. Wäre dieser lose Verbund, der zu Solidarität in der Lage ist, ein wichtiger Faktor, der auch zu diesen Rahmenbedingungen gehört?

Christiane Schnell:

Auf jeden Fall spielen überindividuelle Bindungen immer eine Rolle. Besonders dann, wenn konventionelle Arbeitsstrukturen verlassen werden. Klassische Kulturberufe wie Journalismus, Übersetzung, Graphik, Design usw. dienen schon immer der Bildung von Netzwerken. Der Bohème-Begriff wird eingeführt, wenn im sozialen Kontext und auf der Ebene von universitären Bekanntschaften gleiche Denk- und Lebensweisen eine Rolle spielen und sich darüber Bezüge entwickeln. Dass das Solidarität bedeutet, würde ich in Frage stellen. Die Sehnsucht, die Möglichkeit, der Wunsch und auch das Angebot an Solidarität existieren, weil viele dieser Netzwerke oftmals pragmatisch definiert sind und es Ausschluss Tendenzen gibt. Eine Auftragslage oder was auch immer für eine Währung spielt auf dieser Vernetzungsebene eine Rolle, da sie ein Ungleichgewicht birgt. Solidarität würde bedeuten, dass man auch diejenigen mitzieht, die nicht in gleicher Weise zurückzahlen können. Diese Sicherheit bietet es definitiv nicht.

Jan Engelmann:

Deswegen irritiert mich Holms Emphase, mit der er die erneuerte Bohème als zwanglose Gruppenstruktur stark machen will. Es ist doch ein lästiges Gefühl, dass die „bunch of friends“, die sich da gefunden hat, in einer Krisensituation eventuell doch wieder auseinander fallen würde. Bei der New Economy war das zumindest der Fall. Letztendlich war schnell Schluss mit lustig und auch Schluss mit der Duz-Kultur.

Holm Friebe:

Die New Economy war ja quasi ein großes Kasperletheater, in welchem Bohème gespielt wurde. Im Hintergrund standen wirksamen Strukturen von Hierarchie, von Macht, von extremer Ausbeutung. Das, wogegen man heute noch ist und immer schon war, war einfach hübsch angestrichen. Die Beteiligten haben das natürlich zu spüren bekommen. Aber das, was mit Web 2.0 beschrieben wird, ist mehr als der neue Aufriss davon; tatsächlich kommt eine neue Qualität dazu. Wir haben den Begriff der Bohème gewählt, da es diese Qualität in kleinen künstlerischen Kreisen immer schon gab. Was uns letztlich gekickt hat, war der Gedanke, dass es eben nicht um Einzelkämpfertum geht. Uns reizte die Alternative zu den großen verfassten korporatistischen Strukturen, zum Ellenbogenausfahren und der Vorstellung, sich wölfisch einsam durch die Welt schlagen. In der Bohème gibt es Gruppenstrukturen, die tatsächlich solidarisch funktionieren. Nicht die Bohème als Ganze - selbst die Blogosphäre funktioniert nicht richtig, wenn es darum geht, mal für einen Blogger zu sammeln, der gerichtlich abgemahnt wurde. Aber bei einer kritischen Größe künstlerischer Gruppenstrukturen von sechs, sieben Leuten funktioniert es ganz gut. Sogar bis dahin, dass die anderen mit durchgezogen werden. In der Zentralen Intelligenz Agentur machen wir es so, dass der Zehnte, der biblische Zehnte, tatsächlich stehen bleibt, um innerhalb der Gruppe umzuverteilen. So was ersetzt natürlich weder staatliche Absicherung, noch ein funktionierendes Sozialwesen, aber es kann innerhalb der Gruppenstruktur helfen, Amplituden auszubalancieren. Die Amplituden sind überhaupt ein interessanter Aspekt: Alle reden immer nur über Durststrecken. Gerade am Beispiel von Melissa sieht man gut, dass es auch nach oben sehr weit ausschlagen kann, und das ist in vielen Fällen die eigentliche Gefahr: Was tun mit dem Erfolg? Es zeigt sich, dass es vielen eher das Genick bricht, wenn plötzlich ein Jahr lang das Geld richtig reinhagelt und man vergisst, was für die Steuer zurückzulegen. Vielleicht muss man auch mal den Ausschlag dieser Amplitude nach oben und die Gefahr mitdiskutieren, die im Erfolg schlummert.

Jan Engelmann:

Wenn man auf der individuellen Ebene bleibt, entsteht der Eindruck, dass doch wieder die Blutsbande als solidarisches Modell am besten funktionieren - da haben die Konservativen vermutlich doch Recht.

Holm Friebe:

Das glaube ich nicht.

Jan Engelmann:

Wenn ich als Bohemien scheitere, sind im Zweifelsfalle elterliche Finanztransfers dafür Ausschlag gebend, dass ich wieder auf die Beine komme.

Holm Friebe:

Ja, gut.

Adrienne Goehler:

Das ersetzt aber keine Strukturen, die auf einer eher symmetrischen Ebene stattfinden. Dass man zwischendurch mal noch zu Hause anklopfen und sagen kann: "Ich kriege da gerade keinen Dispo mehr", das glaube ich schon. Dieser Backlash ist im Zuge von Globalisierung und Massenarbeitslosigkeit sehr interessant. Die in den 70er Jahren ein bisschen verstaubten lokalen Formen der Selbstorganisation treten wieder in den Vordergrund. Richard Florida geht noch weiter als Holm, wenn er sagt, dass es nicht nur eine bestimmte Schicht gibt, die sich darüber definiert, dass sie andere Maßstäbe an Arbeit und Leben setzt, sondern eigentlich eine Klasse. Man muss also gar nicht dauernd befreundet sein und sich prima miteinander verstehen. Bei der Frage der Solidarität ist die Wahrnehmung wichtig. Deutschland hat sich irrsinnig schwer damit getan, Kultur als etwas anderes als ein lästiges, schwieriges Subventionsfeld zu verstehen und einzusehen, dass die Künste und die Wissenschaften Investitionsgüter sind in Zeiten, in denen die Rohstoffe keineswegs mehr im Boden liegen, sondern so flüchtig sind wie Kreativität. Es bedarf neuer Strukturen: Nicht jene der großen Konzerne sind sinnvoll, sondern überschaubare, innerhalb derer man auch sagen kann: „Kannst du das mal für mich übernehmen, ich habe gerade einen anderen Auftrag“. Diese immer wichtiger werdende Möglichkeit, sich gegenseitig auszuhelfen, ist jedoch noch keine Solidarität. Wir müssen dringend über plurale Ökonomien sprechen. Holm, zu Deinem Modell würde ich überspitzt sagen: Dein System und Deine Beobachtung trifft vor allem auf eine Personengruppe zu, die zugegebenermaßen in Berlin stark vertreten ist: Sie ist männlich, noch ohne Familiengründungsanschluss und sehr urban. In

Gelsenkirchen allerdings trifft man wohl eher Kumpels als die digitale Bohème an. Wir müssen über andere Mischverhältnisse nachdenken.

Um auf pluralen Ökonomien zu kommen: Ich kenne es eigentlich nur von dörflichen Strukturen, dass man sagt: „Ich mache dir den Garten, dafür schneiderst du mir ein Kleid“. Über das Internet, genauer gesagt über die Kunst und das Internet, erfährt dieses reziproke Denken eine Renaissance. Im Rahmen von Shrinking Cities werden zum Beispiel neue Formen des ökonomischen Miteinander-Verhandelns praktiziert, bei denen es darum geht, Tauschwerte im eigentlichen Sinne auszutauschen. Wir sind in einer Phase, in der wir über unterschiedliche Modelle sprechen müssten, die sich vom Lohnarbeitsmodell unterscheiden. Spannend ist, wie Menschen mit der Entwicklung umgehen, die eben nicht in dieses Schema „Lebe frei, wild und gefährlich“ passen. Jan, Du solltest noch etwas zu Dir sagen, schließlich bist du in die Arme einer Organisation oder unter deren Rock geflüchtet.

Jan Engelmann:

Nachdem ich acht Jahre lang Freelancer war, bin ich sowohl auf die Probleme mit der Kunst des Networkings als auch auf die der Selbstmotivation gestoßen und stellte fest, dass es für meine individuelle Persönlichkeitsstruktur vielleicht das Bessere wäre, festen Anschluss zu suchen. Wenn dieser feste Anschluss eine digitale Bohème ist, ist das ein großer Glücksfall. Ich habe sie nicht getroffen und bin auf diesem Wege in der Heinrich-Böll-Stiftung gelandet. Zweites Outing: Ich habe zu dem Zeitpunkt zwei Kinder gehabt. Hier haben wir diese vorausseilende Suche nach Sicherheit. Kinder sind ja schrecklich strukturkonservativ.

Holm Friebe:

Um noch mal ein paar Dinge richtig zu stellen: Ich sehe von einem soziologischen Standpunkt aus nicht, dass die Leute, auf die wir das Label „Digitale Bohème“ gepackt haben, vorwiegend männlich sind – noch nicht mal vorwiegend Singles. Darüber, wie es in der Familienphase aussieht, kann man nur spekulieren. Sie begreifen sich natürlich auch gar nicht als Gruppe. Genauso wenig wie ich glaube, dass das Prekariat zu einem neuen politischen Subjekt taugt. Es sind auch nicht die Nerds, die wir beschreiben. Wenn man sich die entsprechenden Plattformen anguckt, sind da viele Frauen unterwegs. Alles scheint in den Bereich des Bastlertums eingemeindet zu werden. Man müsste da genauer hingucken. Ich glaube jedoch, dass man sehr viel besser auf Kinder eingehen kann, wenn man nicht dem rigiden Diktat eines Arbeitgebers gehorchen muss.

Jan Engelmann:

Zumindest ist zu beobachten, dass es in klassischen Kulturberufen, etwa für freie Schauspieler oder freie Künstler, Probleme gibt, ein klassisches Familienmodell einzuschalten. Sind diese Gruppen zu einem hohen Prozentsatz kinderlos, weil es sich mit den beruflichen Strukturen nicht oder nur schlecht vereinbaren lässt?

Christiane Schnell:

Quantitative Aussagen gibt es dazu nicht. Auf jeden Fall ist zu sagen, dass dort, wo Unsicherheit über den Markt regiert, Freiberuflichkeit mit wenigen festen Bindungen durch ständige Auftraggeber das totale Konzept ist. In diesem Zusammenhang ist „Fernzielorientierung“ ein guter Begriff: Es geht darum, einerseits subjektiv wichtige Orientierungspunkte im Leben anzustreben, andererseits aber nicht nur von der Hand in den Mund zu leben, sondern auch Bindungen, Entwicklungen, Familiengründung usw. zu denken. Dazu gehört, nicht immer wieder vor der Null zu stehen, weil der nächste Auftrag in zwei Monaten endet. Individuelle Sicherheit zu identifizieren, gleichzeitig eine Vorstellung davon zu haben, dass und wie es weiter geht und sich dabei als gestaltendes, aktives Individuum zu verstehen, bedarf individueller Ressourcen. Deswegen ist der Begriff der Bohème treffend. Er setzt einen hoch privilegierten Bildungshintergrund voraus. Dieser stellt eine sozialstaatliche Ressource dar, die einen Hintergrund bildet und sich gerade stark verändert. Die Frage ist, inwiefern der Zugriff darauf für jeden zugänglich ist. Ressourcen und Strukturen sind notwendig um abzufedern. Hier spielen tatsächlich das erwartete Erbe von den Eltern, Alimentierungen oder Patchworklösungen eine große Rolle. Einer geht den Weg des unsexy Angestelltendaseins, die andere hat mehr Flexibilität. All das sind Voraussetzungen dafür, mehr Sicherheit zu erlangen, ohne dass das individuell nur in der einzelnen Erwerbsform erkennbar ist.

Selbst dort, wo feste Beschäftigungsverhältnisse gesucht werden, halten sie nicht mehr für ein Leben lang und – ob nun freiwillig oder unfreiwillig. Das Modell, 20 Jahre im gleichen Betrieb ohne Weiterentwicklung usw. die gleiche Arbeit zu verrichten, wird nicht bestehen bleiben. Man muss sich klar machen, dass dieses Modell überhaupt nur ganz kurz - einen historischen Moment lang - existiert hat. Im Grunde genommen ist es eine in der Forschung wie auch in der Politik aufgeblähte Realität, die sehr stark bestimmt, was wir für richtig halten und was nicht.

Adrienne Goehler:

1974 hatten wir das letzte Mal in der Bundesrepublik Vollerwerbstätigkeit.

Christiane Schnell:

Männliche Vollzeit- und Vollerwerbsbeschäftigung.

Adrienne Goehler:

Genau. Dieser Mythos hält über 30 Jahre und die Politik klammert sich immer noch daran.

Jan Engelmann:

Melissa, es gibt ja so etwas wie einen amerikanischen Pragmatismus in der Herangehensweise an viele Themen. Du bist mittlerweile Mutter; möchtest Du über Euer Modell berichten?

Melissa:

Oh ja. Falls irgendjemand hier im Saal auch im Rock´n´Roll-Bereich oder Bohème-Bereich unterwegs ist: Ich finde, dass es sehr gut zusammen passt. Kinder sind sehr flexibel und es ist gut für die kommenden Generationen, dass die ständig unterwegs sind und regelmäßig verdatterte Eltern haben.

Jan Engelmann:

Es gibt immer wieder Leute, die Wasser in den Wein gießen, unter anderem Luc Boltanski, der von der Gefahr spricht, dass projektbasierte Arbeit letztlich aufs Privatleben übergreift. Die Kunst ist immer, Balance zu halten. Könnt Ihr für solch eine Lebenskunst Vorschläge machen?

Holm Friebe:

Es gibt ein häufiges Missverständnis durch die Gratifikationskrise im Bereich der abhängigen Arbeit. Den Leuten wird versprochen, wie toll sie sich in der Ausbildung und im Beruf verwirklichen können; letztlich passiert das aber nie. Dann werden Simulationen gestartet, als verwirkliche man sich in der Arbeit doch wirklich selbst, aber nach wie vor ist diese abhängig in dem Sinne, dass einem jemand sagt, was man tun soll und wann man das tun soll. Dass das nicht funktioniert, ist keine Frage. Eve Chiapello und Luc Boltanski haben dieses Phänomen als „neuen Geist des Kapitalismus“ beschreiben, welcher sich sehr schlau all die Begriffe genommen hat, die aus der Kunst und dem intellektuellen, dem gesellschaftlichen Diskurs von ´68 kommen. Schön übersetzt in Managementvokabeln hat er versucht, ein bisschen Kulissentheater aufzuführen. Das Ganze ist natürlich kein Steinbruch. Man kann nicht nur die arbeitgebergenehmen Teile rauspräparieren, den Druck auf die Leute erhöhen, die Selbstkontrolle in sie hinein verlagern und am Ende trotzdem die Scheuer

einfahren. Darauf wollen wir auch gar nicht hinaus. Ich glaube tatsächlich, dass sich langsam durchsetzt, welchen Wert die Autonomie hat. Die Voraussetzung dafür ist natürlich Bildung. Es gibt ganz viele, die es in keinem Modell schaffen, strategisch eine Festanstellung auf Zeit einzugehen und sich selbst durchzusetzen. Daran hängt natürlich die Frage, wie es mit der Solidarität und den gewerkschaftlichen Organisationen aussieht. Gibt es für diese Gruppe irgendeine Form von Organisation auf einer höheren Ebene, auf der man diese Interessen wirkmächtig durchsetzen kann?

Jan Engelmann:

Die Frage ist, wie man diese Balance von Selbstverantwortung und Fürsorge an die Gesellschaft oder an die Politik zurückadressiert. Mir aber fehlt die institutionelle Phantasie, mir etwas jenseits von Parteien oder Gewerkschaften vorzustellen, das spezifische Arbeitsweisen und Lebensweisen artikuliert.

Holm Friebe:

Ich glaube, es funktioniert punktuell zu ganz bestimmten Themen als spontane „flashmob-artige“ Pressure Group. Flashmobbing ist eine komische Situationskunstform, die mittlerweile wieder auf dem absteigenden Ast ist. Über Websites, Handy-Kaskaden und SMS-Lawinen fanden sich Leute sehr spontan an einem bestimmten Ort zu Demonstrationen, Happenings oder Performances zusammen. Ähnlich funktioniert das auch im politischen Raum: Wenn man sich die Diskussion um Vorratsdatenspeicherung anguckt, lässt sich dort punktueller Protest sehr schnell über Blogs mobilisieren. Konkret dann, wenn es Leuten um die eigene Haut geht. Schwierig ist, dass in solchen Situationen schnell ein überzogener Individualismus und die Spontaneität der Gruppe mitsamt ihrer tief empfundenen Abneigung gegen bürokratische Strukturen und alles Vereinsmeierische aufkommen. Die Gewerkschaften sind durch ihre Strukturen sicher auch Teil des Problems. Trotzdem sehe ich auf weiter Flur niemand anderen als die Gewerkschaften, die berufen wären, so etwas zu machen. Bei Ver.di gibt es zumindest für den Bereich der Freienarbeit zarte, hoffnungsfrohe Ansätze. Es scheint schwierig zu sein, innerhalb der Gewerkschaften durchzusetzen, dass das die Klientel der Zukunft ist und nicht der Angreifer. Die prekären Selbständigen bedürften des Schutzes oder auch nur Rats und Beistands der Gewerkschaft. Es gibt aber immer noch genügend Gewerkschafter, bei denen die Klappe fällt, sobald sie das Wort „Freiberufler“ nur hören.

Jan Engelmann:

Errungenschaften wie die Künstlersozialkasse wären ohne stetige, teilweise auch nervige Lobbyarbeit, gar nicht möglich gewesen.

Adrienne Goehler:

In den Nachrichten können wir sehen, welcher Beliebtheit und Schlagkraft sich die Parteien immer noch erfreuen. Ich zitiere nicht sehr gerne Peter Sloterdijk, wohl aber, wenn er über die „ausgekühlten Bedürfnisgruppen“ spricht. Die Politik repräsentiert heutzutage auch immer weniger das, was es an pluralen Lebensentwürfen und Notwendigkeiten gibt. Ich sehe mehr und mehr interkulturelle Fehlan Schlüsse. Je länger ich über die Frage vom Ende des Sozialstaates nachdenke, desto mehr komme ich zu der Haltung: Ja, es braucht gemischte Existenzen und die Politik muss sich erst mal wieder in eine Selbstbesinnung zurückbringen. Ob das auch bedeuten könnte, dass man sich eine Kulturgesellschaft denkt und in Angriff nimmt, sei dahingestellt. Ich bin immer mehr für ein bedarfsunabhängiges, nicht mehr nachzuschneffelndes Grundeinkommen, das jeder Person zusteht. So können sich in einer Person das Kreative und das Strukturelle viel besser in Balance gebracht werden. Ich konnte bisher weder als Psychologin, noch als Kuratorin des Hauptstadtkultur fonds feststellen, dass Armut und Angst Kreativität, Phantasie und Fähigkeiten beflügeln. Ganz im Gegenteil: Projekten von Menschen, bei denen klar war, dass sie vor dem Aus stehen, wenn man sie ablehnt, konnte man diese Unfreiheit ansehen. Je sicherer und je klarer ich bin, desto eher kann ich auch etwas wagen.

Es bedarf Bedingungen, die lebensbiographische Unterschiede zulassen. Man hat sich jetzt auf einen Betrag von 800 Euro eingependelt; die Rechten, die Neoliberalen, die Kirche und sogar die österreichische Sozialdemokratie haben das ausgerechnet. Es ginge ja alles. Ein bisschen tote Arbeit von der Republik zu nehmen, nämlich das Bedarfsbemessen, würde dem ganzen gesellschaftlichen Klima nicht schaden. Ich zitiere einen Österreicher: „Dös passt scho, dös ist kein Problem vom Rechnen, dös ist ein Problem vom Koopf“. Die Politiker haben wahnsinnige Angst vorm Grundeinkommen. Dazu kommt, dass die Gewerkschaften, die Sozialdemokratie und der zwanghaft orientierte Protestantismus bei der Vorstellung ausflippen, dass womöglich biographisch mal ein Jahr des Müßiggangs angesagt ist und man sagt: „Ich kann prima von Spaghetti und Pesto leben, weil nächstes Jahr haue ich auf die Tonne“.

Jan Engelmann:

Beim Grundeinkommen scheiden sich die Geister vor allem an der Form der Finanzierung. Es geht darum, die rund 700 Milliarden, die jährlich für sämtliche Sozialtransfers aufgebracht werden, anderweitig einzusetzen. Mit der Entkopplung von Arbeit und Einkommen sollen Autonomie und eine selbstbestimmtere Lebensweise ermöglicht werden. Ist das tatsächlich

ein adäquates Regulationsmodell oder muss man Utopist sein, um in diesen Chor einzuschwenken?

Christiane Schnell:

Bei der Betrachtung der Problemlage ist ein sicheres Grundeinkommen als Abfederung gegen die Verwerfungen des Marktes bestimmt eine Lösung. Ob sich das unter den gegebenen Verhältnissen politisch durchsetzen lässt, wage ich nicht zu beantworten. Spannend ist die Frage, wie man die Bohémiens dazu bewegt, sich zu engagieren und solche Modelle auch über das eigene Interesse hinausgehend zu propagieren. Die Strukturen der eigenen Lebenslage nur zu verwenden, um selber zu bestehen und vielleicht auch eine Art Zeichen offensiv zu vertreten, ist die eine Seite. Andererseits werden die klassischen Muster von führenden Interessenvertretungen immer noch als dominierend wahrgenommen. Dieses Nischendasein zu akzeptieren, lässt sich aber auf Dauer definitiv nicht reproduzieren. Die gesellschaftliche Realität zu konfrontieren und die eigenen Ansprüche zu kommunizieren, scheint im eigenen Saft der Bohémiens schwierig zu sein. Deswegen ist diese Frage nach der Politisierung tatsächlich rückgebunden an Gewerkschaften, Parteien oder ähnlichem. Diese wären in der Lage, einerseits attraktiv zu machen und anzubieten, was nicht den verstaubten Charakter gewerkschaftlicher Politik trotz Ausnahmen noch ausmacht, auf der anderen Seite können sie daraus auch Botschaften und Zielsetzungen entwickeln.

Jan Engelmann:

Diese ach so verstaubten Gewerkschaften legen zumindest eine konkrete Forderung auf den Tisch, die des Mindestlohns. Alle Ökonomen schreien da natürlich sofort auf. In den Kulturberufen gibt es eine Form der eingeübten Prekarität, man gewöhnt sich an Muster der Selbstaussbeutung. Warum sollte man sich die Idee eines Mindestlohns nicht zu eigen machen und gewisse Standards setzen, um uns vor uns selbst zu schützen?

Holm Friebe:

Das scheitert schon an der Tatsache, dass es sich um ein In-Sich-Geschäft handelt, da kollabiert das ganze System. Für die Bereiche der klassischen Erwerbsarbeit finde ich es gut und richtig, aber uns betrifft es nicht. In dieser Frage wird – wie so oft – eine ignorante Politik für eine Klientel gemacht, die zwar immer mehr zusammenschnorrt, im weitesten Sinne aber noch die Mehrheit der Wähler darstellt. In dem Moment, in dem es eine Versorgungslücke gibt und man aus einer abhängigen Beschäftigung ausscheidet, ohne sofort in Hartz-IV aufzugehen, merkt man, dass sich die Politik Freiberufler immer noch als Rechtsanwälte und Zahnärzte vorstellt. Das Elterngeld bezieht sich, soweit ich weiß, nur auf Angestellte. Es ist

einfach ignorant, dass für die neu entstehende Gruppe der leistungsorientierten Solo-Selbstständigen keine Sozialpolitik gemacht wird. Das ist doch eigentlich nicht zu viel verlangt.

Zum Grundeinkommen: Ich bin natürlich nicht gegen das Grundeinkommen. Aber mir wird mulmig, weil mir zu viele Leute dafür sind. Wenn es um konkrete Höhen wie 800 Euro geht, wird es komplett absurd, da wir ja gar nicht wissen, was 800 Euro in zwei Jahren wert sind. Mir wäre schon geholfen, wenn soziale Sicherungssysteme wie die Künstlersozialkasse zumindest in dem Maße Gerechtigkeit herstellen, dass man freiberuflich so gut abgesichert ist wie ein Angestellter. Denn tatsächlich finanzieren die Freiberufler mit ihren Steuern die sozialen Sicherungssysteme der Angestellten mit.

Melissa Logan:

Der Kunstbereich boomt, doch zu den Künstlerinnen und Künstlern selber geht wenig Geld, ähnlich wie beim Öl. Wenn man dafür einen Mindestlohn einführen würde, was bedeutet das? Zu wem geht der? Ich bin sofort dafür, weil mich die Verteilung interessiert. Schlechter kann es für die Künstler auf alle Fälle nicht werden.

Jan Engelmann:

Christiane, was war die Achillesferse des „alten“ Regulationsmodells der Kulturberufe? Vielleicht die Marktferne? Besteht die heutige Differenz im Selbstverständnis, das sich in einem Begriff von Kreativ- oder Kulturwirtschaft ausdrückt? Ist das unter Umständen eine positive Perspektive oder muss man befürchten, unter den Druck zu geraten, sich als Kulturschaffender immer marktgerecht zu verhalten?

Christiane Schnell:

Die entscheidende Frage ist, wie gut du dich in dem Markt bewegst bzw. ob du den Markt von der Erfolgs- oder der instabilen Seite betrachtest. Das Regulationsmodell in Kulturberufen, das sich seit den 70er und 80er Jahren entwickelt hatte (mit Künstlersozialversicherung, urheberrechtlichen Regelungen, aber auch Pensionskassen im Öffentlich-Rechtlichen Rundfunk), hat ein gewisses Maß an sozialer Sicherheit geliefert. Es basierte darauf, dass die Kultur als kleine Nische oder als Subventionsbereich ein Stück weit vom Zugriff des Marktes entfernt war. Durch die ökonomische Entwicklung des Kultursektors ist die Bindekraft in diesem institutionellen Arrangement immer geringer geworden. Der Markt ist auch im künstlerischen Bereich das dominante Regulationsinstrument. Selbst wenn man in die öffentliche Kulturförderung geht, greifen Marktmechanismen. Erfolgs- und Effizienzmaßstäbe werden auch an Kunst- und Kulturförderung angelegt. Ungnädig daran

ist, dass es dir sehr gut damit geht, solange du dich erfolgreich in diesen Strukturen bewegst. Wenn das aber nicht der Fall ist, funktioniert es nicht mehr. Hier wird interessant, welche gesellschaftlichen Sicherungen dann greifen.

Adrienne Goehler:

Ich habe als übernächstes ein konkretes, sicherlich ganz furchtbar anstrengendes Projekt vor: Ich möchte den Jobcentern und den Agenturen für Arbeit gerne eine Zwischenmöglichkeit nahebringen, da das Grundeinkommen ja nicht morgen kommt: Ich möchte bei den Jobcentern durchsetzen, dass man sich bei ihnen mit sozialen, ökologischen, urbanen, bildungspolitischen oder gesundheitsrelevanten Projekten bewerben kann. Es ist unmöglich, wenn da die Sacharbeiterin X sitzt, die gerade vom TÜV versetzt worden ist und jetzt Künstler vermitteln soll - ein authentischer Fall. Das ist für beide Seiten häufig eine katastrophale Situation. Interdisziplinärer Sachverstand soll über die Relevanz eines Projektes nachdenken, die gerne über eine künstlerische Non-Plus-Ultra-Shakespeare-Inszenierung hinausgehen dürfen. Ich würde gerne mit dem Arbeitsamt in Rostock für Art Goes Heiligendamm zusammenarbeiten, aber das fällt für mich flach, weil ich da nur drei Wochen etwas mache und unter sechs Wochen gar niemand vermittelt wird. Zum Schutze des Arbeitslosen!

Holm Friebe:

Willst Du einen Hauptstadtkulturfonds für Arbeitslose?

Adrienne Goehler:

Wir haben ja nicht zu wenig Arbeit, sondern zu wenig bezahlte Arbeit! Im Pflegebereich gibt es einen unglaublichen Bedarf, der aber in keiner Form finanziert werden kann. Wir müssen vom Arbeitsamt mehr fordern, als dass von dort aus lediglich zum Fegen in alle Parks abkommandiert wird. Wir sollten verändern, was uns ohne Ende nervt. „Selbstsuche vor Zuweisung“ ist das Motto, mit dem man jetzt mit dem Anspruch etwas zu verändern in die Arbeitsämter gehen kann. Daran sitze ich und wenn sich jemand wieder zu einem selbstausbeuterischen, aber interessanten Projekt mit mir zusammenfinden will: Welcome!

Transkription: Gudrun Baltissen

Überarbeitung: Anika Duveneck